

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 9 (1931-1932)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

IX. Jahrgang, Heft 3 — Juni 1931

Preis der Einzelnummer Fr. —.80

Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Robert Tobler, Freudenbergstr. 108, Zürich 7. Tel. 20.895

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

RECHTFERTIGUNG.

Eine politische Nummer des „Zürcher Student“, jetzt im Juni zur Zeit des Sommernachtfestes und der Strandbadwonen, warum das?

Nun, am 27. und 28. Juni findet in Solothurn die vierte schweizerische freisinnige Akademikertagung statt.

Was hat der „Zürcher Student“ damit zu schaffen? Die offiziellen Organe der Studentenschaften treiben als solche keine Politik. Will sich der Redaktor mit dieser Nummer gar politische Sporen verdienen?

Gemach, mein Lieber! Sie werden bald merken, daß mit der Veröffentlichung dieser Artikelserie kaum politische Karriere zu machen ist. Wenigstens heute noch nicht, denn meine Mitarbeiter verstoßen allzuoft gegen sakrosankte Sätze der Parteidogmata. Nein, das nicht — ganz anderes liegt mir im Sinne. —

Die bisherigen freisinnigen Akademikertagungen, deren letzte im Juni 1930 in Luzern und vorletzte im November 1929 in der E.T.H. in Zürich stattfand, haben jeweils anhaltende politische Diskussionen in unseren Hochschulen ausgelöst. Es war manches Strohfeuer, aber auch viel ernsthaftes Bemühen dabei. Den Grund dafür, daß diese Aussprache in unseren Wandelgängen, in unseren Veranstaltungen und nicht zuletzt auch im „Zürcher Student“ so leidenschaftlich war, finde ich im Wechsel der Generationen, den wir heute erleben.

Die Generation, deren Entwicklung in die Weltkriegs- und Nachkriegszeit fiel, bemüht sich heute, ihre politischen Anschau-

ungen zu formen; Anschauungen, die um der erschütternden Zeiterlebnisse willen ganz andere sein müssen als jene der Generationen, die ihre Entwicklungszeit vor dem Weltkriege erlebten und die gegenwärtige Politik noch beherrschen. Wenn daher einer Tagung, wie sie nun in Solothurn durchgeführt wird, ein tieferes Interesse zukommen soll, das über das beteiligte Parteiinteresse hinausreicht, dann muß sie zur Aussprache der Generationen werden. Diesem Gedanken ist die vorliegende Nummer des „Zürcher Student“ gewidmet.

Politiker und Presseleute sind sich der Bedeutung des Generationenwechsels wohl bewußt. Sie achten darum auf die Manifestationen der jungen Generation. Auch wenn dies nicht immer unsertwegen, sondern um ihrer selbst willen geschieht, wollen wir ihnen das nicht übel nehmen. Die Presse aller Parteien wird auf die Solothurner Tagung sehen, und diese Gelegenheit weiteste Resonanz zu finden, möchte ich als Redaktor des „Zürcher Student“ unserer Studentenschaft nicht entgehen lassen. Darum habe ich diese Aufsätze, in denen ich irgend etwas vom neuen, für die junge Generation typischen politischen Denken zu finden glaubte, in dieser einen Nummer gesammelt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß diese Nummer nur einen unvollständigen Ausschnitt aus dem politischen Denken unserer Generation zu geben vermag, schon deshalb, weil die spezifischen Parteimeinungen, die in der Studentenschaft auch vertreten sind, hier übergangen werden. Doch für diese sorgen ja die Tageszeitungen. (Damit sollen Repliken solcher Kommissionen, die sich von ihrem Parteistandpunkt aus zu diesen Aufsätzen äußern wollen, nicht unterbunden werden.)

Die Mitarbeiter dieser Nummer selbst stammen aus verschiedenen politischen Lagern. Sie werden kaum zu völlig übereinstimmenden Schlüssen kommen, auch wenn der Geist derselben Generation sie alle verbindet. Noch hat unsere Generation ihre endgültige politische Ausdrucksform nicht gefunden, noch müssen wir um diese miteinander ringen. Vielleicht wird gerade dadurch unsere Politik eine wirklich lebendige sein.

Robert Tobler, iur.

SOMMERNACHTFEST.

I.

Dampfersirenen, wehende Fahnen, perlendes Lachen und rauschende Musik wehen über den See — die Zürcher Studenten feiern ihr Sommernachtfest! Ein Schiff voll Jugend und Freude landet an der Au. Beim Mondenschein zieht ein Festzug in spanischer Nacht. Um die Arena drängen sich die Festteilnehmer; mit Begeisterung begrüßen sie den „Stierkampf“ und unter tosendem Beifall zieht der umjubelte Torero aus dem Ring, um frohen Liedern, farbenglühenden Volkstänzen Platz zu machen.

Und später entwickelt sich das eigentliche Fest; schmeichelndes Kosen beleuchten glutfarbene Lampions; leuchtende Frauengewänder schimmern aus dunklem Grün; den engenden Smoking vertritt die luftige Bluse, und farbenfrohe Schärpen begeistern zum fröhlichen Festtreiben des unbeschwerten Südens . . .

Das diesjährige So-Na-Fe stellt einen Versuch dar: es will nicht mehr ein Fest sein, zu dem wir Studenten kommen — es will ein Fest sein, das wir selber feiern, wir alle, die wir für eine Nacht die Bücher liegen lassen und zusammenströmen — nicht, um einmal mehr Kabarettkünstler zu sehen und der verlorenen Universitas nachzutruern, sondern um mit unsern Freunden und Freundinnen in studentischem Geist, in Jugend und Freude eine frohe Nacht zu verbringen. Studenten haben das Fest vorbereitet; Studenten und Studentinnen haben geübt und bringen die Aufführungen zum Vortrag; Studenten sorgen für Musik und Umtrieb. — Da werden alle, Dozenten und Studenten, sich am So-Na-Fe einfinden! Die Kosten sind gering (Vorverkauf Zentralstelle Fr. 7.—; Abendkasse Fr. 8.—)

und es erwachsen keine weiteren Spesen. Ein reichhaltiges Programm ist vorbereitet, ganz abgesehen von der traditionellen Verlosung, die mit den numerierten Festkarten verbunden ist und auch dieses Jahr dank des liebenswürdigen Entgegenkommens der angefragten Firmen reich beschickt worden ist. (Zeppelinflug, Matterhornflug, Jungfraureise etc.) Wer wollte sich solche Chancen entgehen lassen?!

II. PROGRAMM.

Das So-Na-Fe findet am 3., bei ungünstigem Wetter am 10. Juli 1931 statt. Die Abhaltung wird durch Aushängen der Fahnen an der Universität angezeigt.

20.15 Abfahrt des Schiffes am Bürkliplatz; Fahrt zur Au, Bordkapelle, Tanz etc.

21.30 Ankunft auf der Au; Festzug; Festspiel; Tanz in der Sommerhalle und in den Räumen des Hotels, Einlagen und Überraschungen.

24.00 Tanzkonkurrenz (frei für alle immatrikulierten Studenten und Studentinnen und deren jeweilige Partner; die nichttanzenden Zuschauer wählen die Sieger, die mit von Zürcher Firmen gestifteten prachtvollen Preisen ausgezeichnet werden.)

2.00 Durchführung der mit den Festkarten verbundenen Verlosung der von Verkehrs- und Handelsfirmen gestifteten Preise.

4.30 Abfahrt.

5.30 Ankunft Zürich-Bürkliplatz.

B. E. Aisslinger, med.

FÜHRUNG UND GEMEINSCHAFT.

I.

Unsere Zeit ruft nach Führung, denn sie bedarf neuer Bindung.

Die neuzeitliche Loslösung von den herrschaftlichen Mächten in Kirche, Staat und Wirtschaft endet heute in einer letzten Auflösung aller äußeren und inneren Bindungen. Die ganze Fülle der volklichen Gestaltung durch die überationale Kirche und die nationale Kultur ist heute ersetzt durch eine formalrechtlich-politische und eine organisatorisch-wirtschaftlich-verkehrstechnische Ordnung. In dieser neuen Ordnung ist nur der äußerste und äußerlichste Teil des sozialen Lebens gefaßt.

Es ist das oberste Recht im Zeichen des Liberalismus, das eigene Interesse ungehemmt zu verfolgen. Dieses Recht ist nur dadurch beschränkt, daß es das Recht aller ist. Die liberale Demokratie glaubte in ihrem rationalen Optimismus an die prästabilisierte Harmonie aller Interessen. Wir stehen vor der Tatsache des entfesselten Chaos. Die Lösung von den inneren Bindungen trieb in die hemmungslose Ausschweifung unserer heutigen Interessenpolitik.

Dabei ist der Zwang der äußeren Welt in das Tyrannische gewachsen. Die Wirtschaft zwingt heute, wie nur jemals die Kirche und der Staat zwangen. Im Gegensatz zum spiritualen Zwang von gestern wird der materiale Zwang von heute immer mehr zu einem sinnlosen Fatum. Es rächt sich die falsche Freiheit. Der völligen Loslösung von allen Bindungen der übermenschlichen Herrschaft entspricht heute die völlige Versklavung durch untermenschliche Mächte. Es endet die Geschichte der liberalen Demokratie, die Geschichte des persönlichen Menschen, der freien Persönlichkeit des Menschen in der Sklaverei der Massen der heutigen Wirtschaftsgesellschaft. Diese tragische Ironie zwingt aber auch die Herren der heutigen Wirtschaft: die freie Persönlichkeit des Bürgers geht auf im Dienst der sächlichen Gottheit Kapital.

Der Sozialismus ist die erste Bewegung zu neuer Bindung. Es ist aber das Verhängnis, daß sein Weltbild nach dem Bilde der bürgerlichen Welt sich formte. Alle Ansätze neuer Bindung durch die soziale Demokratie stehen unter dem negativen

Vorzeichen der allesentscheidenden Bedeutung des absonderlichen wirtschaftlichen Interesses der Arbeiterklasse. Wohl vermeint die Arbeiterklasse ihr Interesse identisch mit dem Interesse aller; doch das ist die jetzt durchschaubare Illusion aller Klassen. Es gibt eine Nivellierung durch die Anmaßung von unten wie eine Unterdrückung durch die Vermessenheit von oben. Zu dem liberalen Kampf aller gegen alle ist der soziale Kampf der beiden demokratischen Klassen dazugekommen. Die demokratische Welt ist ein Schlachtfeld von Interessenten und Interessenhäufen. Der Schleier der demokratischen Illusion ist zerrissen. Wir schauen in einen erschöpfenden Grabenkrieg, in dem alle an allen verbluten.

Und da setzt nun ein neuer Wille zu einer n e u e n F r o n t ein. Wir müssen über diesen Grabenkrieg hinauskommen. Wir müssen einen neuen gemeinsamen Grund, ein neues gemeinsames Maß, ein neues gemeinsames Ziel finden. Wir müssen. Es ist kein Idealismus, der zu neuer Bindung begeistert. Es ist existentielle Not, die uns in neue Tiefe, neue Weite, neue Höhe führt.

Das aber war allezeit Aufgabe verantwortlicher Führung, Mensch und Volk über die auflöserischen Sonderinteressen hinaus zu binden, durch eine echte Rangordnung der Werte die Welt zusammenzufügen. Die Welt ist aus den Fugen; darum ist der Ruf nach Führung groß. Die heutigen Interessenvertreter sind keine Führer, sie sind die Anwälte der Parteien. Ein neues Führertum ist not. Ein unabhängiges, unbeugsames Führertum ist not, das zu sagen und zu tun wagt, was zu sagen und zu tun ist. Ein gebundenes Führertum ist not, das die Not des ganzen sozialen Körpers stellvertretend erleidet und aus der Notwendigkeit des Ganzen entscheidet.

In diesem Willen zur grundlegenden, maßgebenden, zielsteckenden Führung ist weithin unter der lebendigen Jugend Einmütigkeit. Welcher Art nun aber die neue Führung und die neue Gemeinschaft sei; darüber ist heute noch viel Zwiespalt. In dieser entscheidenden Frage müssen wir uns erst noch positiv erweisen.

II.

In der Not der chaotischen Zeit bietet sich uns das gewaltige Bild des alten herrschaftlichen Baues der Kirche und des Staates an, das von Rom erschaffen wurde. Es ist Rom, das aus Jahrtausenden verkündet: Es gibt keine Einheit aller, es sei denn durch die Einzigkeit eines einzelnen. Es gibt kein einiges Imperium ohne die Einzigkeit des Cäsars. Es gibt keine einige Kirche ohne die Einzigkeit des Papstes. Es gibt keinen einigen Staat ohne die Einzigkeit des Principe. Und so heißt es heute: Es gibt keine einige Nation ohne die Einzigkeit des Duce. Es ist aber keine Macht ohne Einheit. Und so ist ohne die Macht des Einigen keine Macht der Einheit. Die Omnipotenz des Cäsars, des Papstes, des Principe, des Duce bedeutet die Omnipotenz des Imperiums, der Kirche, des Staates, der Nation.

Die Größe des römischen Gedankens hat auch heute ihre faszinierende Kraft nicht verloren. Nicht nur für die italienische Jugend, sondern für viele der lebendigen Jugend Europas ist die Tat des Duce zum maßgebenden Vorbild geworden. Es erscheint ihr die Lösung der unlösbaren Verstrickung des demokratischen Klassenkampfes zu sein, wenn dessen Fronten von einem dritten Standort aus, dem der Einheit der Nation aufgerollt werden und mit glühender Leidenschaft zu einer einzigen mächtigen Front der ganzen Nation im Kampf der Nationen zusammengeschweißt werden.

III.

Erfüllt sich in dieser neuen Konzeption des alten römischen Gedankens unsere neue Hoffnung auf Gemeinschaft durch Führung? Diese Frage muß mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Diese Haltung ist äußerst bedeutungsvoll als Zeichen der Krisis auf Leben und Tod der heutigen Demokratie. Die heftige Abwehrbewegung der europäischen Demokratie ist aber nur allzubegründet. Diese Haltung ist, wenn auch vielfach verhüllt, dennoch letztlich bloße Reaktion einer überwundenen Welt. Es ist die Reaktion des herrschaftlichen Menschen mit all seinem Willen zur Macht und all seiner Bejahung der brutalen Gewalt. Führung und Gemeinschaft erneuern sich

hier in alten Bildern. Es geht aber um neue Bilder neuer Hoffnung.

Der Sinn der Krisis der Demokratie ist nicht die Rückkehr in die Herrschaft von Mensch über Mensch, sondern der Schritt zur Gemeinschaft. Nicht zurück hinter Liberalismus und Sozialismus geht der neue Weg: er geht mit ihnen über sie hinaus. Gemeinschaft ist das Ziel, das über den liberalen Menschen hinausführt, über die sogenannte freie Persönlichkeit, die von allem frei ist, nur nicht von sich selber, die über sich nichts kennt und so den Nächsten nicht kennt. Gemeinschaft ist aber auch das Ziel, das über den sozialdemokratischen Menschen hinausführt, dessen organisierte Masse von persönlichen Interessen weit weg ist von wirklicher Gemeinschaft. Nicht der Mangel an Herrschaft ist heute in der Demokratie zu überwinden: die letzten Burgen menschlicher Selbstherrlichkeit, die der Autokratie des Volkes und der Klasse sind heute zu fällen. Sie stehen heute der werdenden Gemeinschaft des Volkes im Wege. Die heutige Not ist die Frucht der Entfesselung der Selbstherrlichkeit des ganzen Volkes. Alle menschliche Herrschaft dient zuletzt sich selber, ist zuletzt sonderstüchtiger Machtwille der einen über die andern. Daran zerbrach alle bisherige Herrschaft von Mensch über Mensch: die imperiale, die klerikale, die monarchische, die demokratische Selbstherrschaft. Der böse Kreis der Vergewaltigung ist zu Ende geschritten. Wir sind erschöpft. Es ist die Stunde, in der wir aus dem bösen Kreis der sich verdrängenden Herrschaften gemeinsam herausbrechen müssen.

Es ist die Stunde der Gemeinschaft. Wir leben in einem neuen bündischen Zeitalter. Das aber ist kein Zeitalter neuer Sonderbünde. Alle Kraft der Zeit muß sich versammeln zum Neuen Bunde, der ebenso grenzenlos universal in seiner Bindung verstanden werden muß, wie relativ autonom und individuell gesichthaft im bündischen Aufbau.

Darin unterscheidet sich Gemeinschaft urwesentlich von allem Kollektivismus. Der Kollektivismus kennt weder persönlich freie noch individuell bestimmte Menschen und Völker, er ist Trieb

und Gesicht unpersönlicher und unindividueller Masse. Wir müssen auf unsere Weise die neue Aufgabe einer gebundenen Welt erfüllen. Das Wort des Neuen Bundes heißt nicht Faszio, heißt aber auch nicht Kollektiv. Es heißt G e n o s s e n s c h a f t. Kollektiv wie Faszio bedeuten unpersönliche uniformistische Einheiten. Genossenschaft aber bedeutet schon im Worte Gemeinschaft freier eigentümlicher Genossen. Der Kollektivismus ist primitiv wie der Faschismus archaisch. Beide rechnen nicht mit der Realität des heutigen persönlichen Menschen. Daran werden beide scheitern. Gegenwärtig ist allein, wer mit der vollen heutigen Realität des Menschen rechnet.

Aber der Kollektivismus weist in unvergleichlicher Weise auf das eigentliche Gebot der Stunde: die neue Gemeinschaft. Wie Rußland der Herrschaft auf ihrem letzten Gebiet, dem der Wirtschaft, letztlich entschlossen auf den Leib rückt, wie es zentral an das Werk einer wirklich gebundenen Wirtschaft geht, das ist unvergleichlich zukunftssträchtiger als alle die reaktionären Strömungen Europas.

Wo Gemeinschaft das Ziel ist, da ist Führung von Grund auf verwandelt. Da ist Führung keine Herrschaft mehr, sondern brüderliches Mittlertum, Vorgehen in Verantwortlichkeit, Gewaltigsein in Dienst, Vorbildlichkeit in konkreter Trägerschaft des Ganzen. Da ist Führung jenseits von aristokratischer Überhebung und demokratischer Herabsetzung. Da ist Führung die Verpflichtung eines jeden zur Verantwortung an seinem Orte, gemäß seiner Aufgabe im Ganzen. Da ist nicht mehr der Einzige und die unpersönliche Masse, der väterlich herrschaftliche Geist und die unterworfenen mütterliche Materie; da ist ein Volk von Söhnen, gemeinschaftlich aus gemeinsamem Ursprung, gleichgestellt in ursprünglicher Ebenbürtigkeit, von besonderer Bestimmung gemäß individuierendem Schöpferwillen.

IV.

Hier stehen wir auf letztem Grund, in der letzten Bodenständigkeit.

Herrschaft ist auch innerhalb des Christentums das alte

Testament, das Testament von Herr und Knecht, von Gesetz und Gehorsam. Das neue Testament ist noch nicht vollstreckt. Es ist das Testament der freigebundenen Sohnschaft. Wir sind die Erben der Herrschaft der Väter und der Revolution der Söhne. Der Sinn beider Zeiten erfüllt sich in der neuen Gemeinschaft der Söhne. Es frage sich ein jeder in letzter persönlicher Entscheidung, ob das Zurück in die herrschaftliche Willkür oder das Verbleiben im heutigen Zustand der Willkür aller unsere Schickung sei. Es kann kein Zweifel sein: Wir haben einen neuen Schritt zu tun. Der neue Schritt geht mitten hindurch durch die Fronten der optimistischen menschvergötzenden Revolutionäre und der pessimistischen menschverächterischen Reaktionäre. Es geht um die brüderliche Gemeinschaft aller, die ursprünglich ist und darum die Letzte sein wird, die die ganze göttliche Schöpfung Mensch bindet, in der wir aber nach dem Geheimnis des Reiches die persönliche Freiheit aller Söhne Gottes achten und das individuelle Gesicht aller Söhne Gottes lieben. Und es geht um eine Führung, die zugleich demütig und mächtig ist in ihrer Bindung an den göttlichen Führergeist, den Schöpfergeist, der Gemeinschaft des Unvermischbaren schafft zwischen Gott und Mensch, und Mensch und Mensch.

Julius Schmidhauser.

POLITIK ALS ORGANIK, POLITIK ALS MECHANIK.

Wir stecken noch tief im neunzehnten Jahrhundert. Wir sind seiner Atomistik noch gewaltig verhaftet. Die Epoche des grenzenlosen Individualismus geht ihrem Ende entgegen. Aber wir alle sind noch in ihr aufgewachsen, hören täglich und stündlich deren Vertreter sprechen, erleiden ihren Einfluß.

Aber doch keimt unter dem Wust dieses Trümmerfeldes einer sich zersetzenden Kultur das Neue beharrlich und unentwegt. Wohl teilen sich die Wissenschaften immer weiter, und es haben die Überspezialisten vorderhand ihren Tag noch. Aber immer stärker wird doch der Drang nach der großen Synthese, dem Forscher, der den Überblick hätte, der aus der einen großen Schau wirkte, dem *uomo universale*. Leise, doch beharrlich legen sich die neuen geistigen Brücken von Disziplin

zu Disziplin, von Fakultät zu Fakultät. Es ringt sich empor die Einsicht, daß auf die Dauer Wissen ein Nichts sei ohne Glauben, Denken ein Unsinn ohne Leben, daß nur der Vollmensch wäre der Vollgelehrte. Man beginnt zu erfassen, daß die geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise wohl in manchem anderer Art ist als die naturwissenschaftliche, daß aber dennoch letzte Berührungspunkte sich ergeben, ja, daß diese Berührungspunkte das eigentlich Wichtige sind. Fern, sehr fern dämmernt die Ahnung, daß eines Tages alles Wissen wieder beherrscht wäre von einigen großen Prinzipien der Anschauung, auf die sich alle zu verpflichten vermöchten. Dann, wenn der lebendige Mensch wieder im Zentrum steht, der lebendige Mensch, dessen Mikrokosmos denselben Gesetzen unterliegt wie der Makrokosmos! Wenn wir unser Auge auf den bewegten Menschen richten, den sich wandelnden Menschen, den sich wandelnden Einzelmenschen und den sich wandelnden Menschen in der Gemeinschaft, sehen wir deutlich sein tiefes Einssein mit der sich stetig wandelnden Natur. Der dynamischen Betrachtungsweise eröffnen sich die wesentlichen Gemeinsamkeiten, die der statischen verborgen bleiben. Weil die alte Wissenschaft ihre Regeln so oft nur der Analyse des Toten, des Erstarrten, des Geschehenen entnahm, übertrieb sie das Trennende. Erst der neuen Wissenschaft, die das flutende Leben ergründen will, die den Blick auf die sich wandelnden Formen und Gestalten richtet, der Biologie und Morphologie im weitesten Sinne, zeigen sich die bedeutsamen Parallelen zwischen dem Lauf der Gestirne, dem Wachsen der Pflanzen, dem Jagen der Tiere, dem Ringen und Trachten des Einzelmenschen, dem Aufbau und Verfall der Staaten und Kulturen. Bedeutsame Klarheiten entstehen von dem Augenblick an, wo wir den Blick so eingestellt haben. Sie helfen uns, mit geschärften Sinnen der Zukunft entgegenzublicken.

Untersuchen wir heute die P o l i t i k und ihr Wesen! Auch sie ist ein ewig Flutendes. Ich sehe den Weltprozeß — zu dem auch die Politik gehört — so, daß immer aufs neue organisches Leben emporquillt, sich aber in dem Maße, in dem es D a u e r sucht und erlangt, in mechanischen Automatismus umsetzen muß. Ist einmal alles in einer Richtung flutende Leben in Auto-

matismus erstarrt, so muß eine Neubelebung des Ganzen aus der entgegengesetzten Richtung kommen. Anderer Trieb ringt sich nun aus dem gärenden Chaos empor, geht dann seinerseits über in den Zustand der Mechanik. Und so ad infinitum! Aus diesem Prinzip erwächst alle Bewegung in Kultur und Natur, in Gesellschaft und Staat, in Wirtschaft und Kunst. Zu gleicher Zeit ist immer ein mechanisch gewordenes, aber noch herrschendes Alte, ein noch gärendes, drängendes, organisches Neue. Um die Wahrheit zu sagen: Hunderte von mechanisch gewordenen Zuständen überschichten sich gleichzeitig in verwirrender Stufung, und gleichzeitig brechen auf hundert Ebenen hundert neue verschiedenartige Ströme organisch empor. Es wird nicht verwundern, daß dieses Ringen und Kämpfen, bei dem sich alle beteiligten Mächte zudem noch gegenseitig beeinflussen, ablenken, färben, sich dem beschauenden Betrachter zunächst als erschreckendes Chaos zeigt. Daher erklärt, daß der erkennenwollende Geist teilt, um zu verstehen, wodurch er aber freilich das eigentliche Verstehen verpaßt („Die Teile habt Ihr in der Hand, doch leider fehlt das geistige Band“), sowie auch der Umstand, daß die gleichen Geschehnisse je nach dem Blickpunkt des Betrachters auf so viele verschiedene Arten gewertet erscheinen mögen.

Die Politik erneuert sich durch Umbildung der Staatsformen; die wieder sind bedingt durch Entstehen und Verfall der Parteien. Keine Partei ist ewig, so wenig wie ein einzelner Mensch. Die Träger ihrer Bewegtheit sind nicht abstrakte Prinzipien, sondern lebendige Persönlichkeiten. Mit bestimmten Generationen, das heißt Altersgemeinschaften, die sich unter dem Druck großer Erlebnisse, geschart um einen repräsentativen Führer, als geistige Einheit empfinden, entstehen Parteien; mit deren Absterben vergehen sie als wirkende Mächte. Daher ist die innere Erneuerung einer Partei nur bis zu einem gewissen Grade und niemals auf unbeschränkte Zeit hin möglich. Das Streben jeder flutenden Organik drängt nach Dauer in einer soliden Mechanik. Jede Partei sucht Allmacht, um dann den Staat nach ihrem Bilde zu schaffen. Das Mittel ist die Verfassung. Jede aufstrebende Partei sucht sich in einer Verfassung zu verewigen. Ist ihr das aber geglückt,

so hat sie ihr Bestes schon gegeben. Fortan wird ihr Wirken immer mechanischer, immer automatischer werden. Die schöpferischen Kräfte werden in ihrer Politik immer weniger zu suchen haben; kleine und kleinste Fragen werden immer größeren Raum einnehmen. Aber ebenso sicher werden sich die Gegentriebe, die in dieser Form des Staates ihre Erfüllung nicht finden, allmählich zu Kräften zusammenballen. Es entsteht eine Bewegung, es entsteht eine neue Partei. Sie wächst, sie kämpft, sie wirkt. Bis sie zuletzt ihrerseits eine Revolution hervorruft, ihrerseits die Form des Staates verändert, sei es gewaltsam, sei es durch friedliche Mittel. Jede mechanisch erstarrte Politik muß notwendigerweise der aus dem gärenden Chaos organisch aufbrechenden Gegenpolitik rufen. Nur freilich sind die Fristen, die verstreichen können, äußerst verschieden; und es handelt sich oft auch nicht nur um zwei Parteien, sondern um Bündel von Parteien, wodurch sich die Verhältnisse entsprechend komplizieren.

Wie sieht es nun aus, wenn wir diese Betrachtungsweise auf die Schweiz übertragen? Ohne an dieser Stelle auf Begründungen eingehen zu können, komme ich zu folgenden Ergebnissen:

In der Schweiz herrschte von ihrem Ursprung bis etwa 1500 in vielfachen Überlagerungen ein Kampf zwischen Demokratismus und Aristokratismus. Keinem Prinzip war der vollkommene Sieg möglich, daher geriet keines in reine Mechanik. Resultat: das Heldenzeitalter, die hohe Zeit! Nach der Reformation aber bildeten sich Aristokratien aus, die allmählich mechanisch degenerierten, weil das Gegenprinzip — der Demokratismus — keine Kraft besaß, sich seinerseits in neuer Gestalt durchzusetzen. Diese aristokratische Epoche, die bis 1798 der Schweiz das Gesicht gab, war wesentlich durch das in Europa vorherrschende monarchisch-absolutistische Frankreich mitbedingt. Mit der französischen Revolution erfolgte auch bei uns die Befreiung der verschüttet gewesenen demokratischen Strömungen. Bis 1848 war der Demokratismus nun im Zustand flutender Organik. Seither ist Demokratismus in Mechanik ge-

t r e t e n. Die auf den liberalen Freisinn als Träger des emporquellenden demokratischen Gedankens folgenden neuen Parteien, die demokratische und die sozialdemokratische, waren beide eigentlich nur dessen Fortentwicklungen. So kommt es, daß heute alle drei Parteien ideell am gleichen Strang ziehen, alle drei nur noch im Bereiche des mechanischen Denkens rotieren, das heißt des intellektualistischen Abhaspelns leergewordener Formeln. Aber auch bei uns ist der drängende Trieb des Lebens nicht erloschen, denn das würde den Tod des Staates bedeuten. Das lang unterdrückte Gegenprinzip beginnt sich zu regen. Die dem aristokratischen Bereich — im weitesten Sinne — zugeordneten Strebungen der tiefsten Seelenschichten beginnen wiederum dem Bezirk des Politischen zuzuströmen. Eine Bewegung zeichnet sich ab, die alle Merkmale der Organik aufweist. „Nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuerung.“ Die Politik der Schweiz kann erst wieder fruchtbar werden, wenn sie in einen schöpferischen Spannungszustand zwischen der bestehenden demokratischen Norm und Elementen aus dem Prinzip des Aristokratismus gerät. Nicht zu vergessen ferner: Jedesmal, wenn sich bei uns entscheidende Verschiebungen vollzogen, geschah es im Einklang mit großen europäischen Umwandlungen. Europa steht heute unter dem Zeichen einer gewaltigen Auseinandersetzung zwischen dem demokratischen Prinzip der Gleichheit und dem aristokratischen der gestuften Ordnung. Krisis des Parlamentarismus, Faschismus, Action française, Sowjetsystem, Nationalsozialismus, das sind alles nur einzelne Aspekte einer Totalbewegung, die einem annoch erst ahnbaren Neuen entgegenstrebt, in dem die politischen Kräfte aber letztendlich gesamthaft in anderen Lagerungen gebunden werden, als sie dem neunzehnten Jahrhundert vertraut gewesen. Jeder Staat partizipiert an dieser Bewegung in anderem Maße. Für jeden ist das Wesentliche, daß bisher Verdrängtes an die Oberfläche gelangt, damit die Formen des Staates wieder dem flutenden Leben entsprechen. In der Schweiz hat sich der Demokratismus leergelaufen. Darum nimmt hier die Gegenbewegung zunächst die antidemokratische Form an. Zuletzt muß sie notwendigerweise in eine Totalrevision der Verfassung münden.

Es ist ein Kennzeichen der Endepochen jeder Mechanik, daß sich aus der Diskrepanz zwischen der erstarrten Form des Staates und dem sich unaufhörlich wandelnden Leben Unzulänglichkeiten aller Art ergeben. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit schwindet; das Trennende wird heftig empfunden. In jeder Mechanik zerfällt das Volk in nur noch Wirtschaftliches sehen wollende Klassen. Aber jede aufbrechende Organik, was immer ihr formeller Inhalt sein mag, steht unter dem Willen und gefühlsmäßigen Antrieb, Volk und Staat wieder in einer wahrhaften Einheit zu verschmelzen und die Klassengegensätze aufzuheben. Das gilt für die Organik des Freisinns von 1848 so gut wie für die des Faschismus des Marsches auf Rom wie auch für den siegreichen Bolschewismus. Es gilt für die in der Schweiz nun aufbrechende Organik nicht weniger, die noch keinen endgültigen Namen zu haben braucht, die sich aber gleichermaßen dadurch manifestiert, daß sie die Klassen in neuer Volksverbundenheit aufheben will. Das ist vorläufig noch von ihr zu sagen, daß sie im Einfügen des ständestaatlichen Prinzips eine Überwindungsmöglichkeit des Gegensatzes Sozialismus: Kapitalismus sieht, daß sie eben meint, durch die Einordnung gewisser aristokratischer Elemente den Demokratismus aus seiner mechanischen Degeneration befreien zu können, daß sie endlich die Festgefahrenheit des Gegensatzes deutschschweizer Zentralismus: welschschweizer Föderalismus durch Einführung der absoluten Sprachenparität glaubt überwinden zu vermögen. Es ist kein Beweis gegen eine organische Bewegung, daß ihr Programm gärend, unklar, ja widerspruchsvoll erscheint; es ist vielmehr recht eigentlich die Bestätigung ihrer Zukunftsträchtigkeit. Im Zeichen der Organik kommt es nicht auf die Begriffe an, sondern auf den Geist zeugenden Trieb; auf die Persönlichkeiten, nicht auf die Programme. Rein zu definieren ist immer nur das Gewordene, nie aber das Werdende.

Paul Lang.

MANIFEST DER KORPORATIVEN!

Was können wir in Solothurn tun?

I.

Wir Studenten sind dieses Jahr nach Solothurn zur vierten schweizerischen freisinnigen Akademikertagung geladen, um, wie es in der Einladung heißt, „uns darüber zu äußern und Vorschläge zu machen, wie die junge akademische Generation an der Behebung der Wirtschaftskrise und am Aufbau unseres Wirtschaftslebens mitzuarbeiten gedenkt.“

Es ist nicht wenig, was da verlangt wird. Wir haben uns ehrlich darnach gefragt, was gerade wir jungen Akademiker zur Lösung der aufgeworfenen Fragen beizutragen vermöchten, obschon den meisten unter uns die Verbindung mit der Wirtschaft durch die Praxis noch fehlt. Wir wissen, daß wir aus diesem Grunde an der Aussprache über wirtschafts-technische Probleme schweigen müssen; aber wir sind überzeugt, daß wir zur Lösung der wirtschaftlichen Probleme unseres Vaterlandes ein anderes, heute noch wichtigeres Moment, als das rein Technische, in die Diskussion werfen können: unsere Wirtschafts- G e s i n n u n g.

Der Geist eines jeden Zeitalters hat sich auch in seiner Wirtschaft ausgewirkt. Die Zunftverfassung entsprach der Gesinnung des späteren Mittelalters, die liberale freihändlerische Wirtschaft jener des 19. Jahrhunderts. Wer die junge akademische Generation von heute kennt, dem kann es nicht verborgen bleiben, daß diese eines ganz anderen Geistes Kind ist, als die Generationen, die ihre Jugend vor 1914 erlebten. Was charakterisiert die Gesinnung unserer Generation? Wie wird sich diese auf die Wirtschaft auswirken? Aus diesen Gesichtspunkten ergibt sich die Antwort auf die Frage, welche das einladende Aktionskomitee an uns richtet.

II.

Das politische und gesellschaftliche Denken der jungen Generation steht heute im Zeichen der G e m e i n s c h a f t. Gemeinschaft suchen jene, denen unsere Hochschulen nicht mehr genügen, die in eifriger Diskussion des „Universitasproblems“ von der Hochschule eine neue Einheit über alle

Spezialwissenschaft hinweg verlangen. Gemeinschaft wollen die vielen politischen Gruppen, die sich auf nationalem Boden gegen den Kampf der Klassen, auf internationalem gegen den Kampf der Völker wenden und sich gegen unsere ganze Zerrissenheit und Gespaltenheit zu erwehren suchen. Das Wort Gemeinschaft haben selbst jene zur Parole erhoben, die sie auf dem Wege des Sieges e i n e r Klasse über alle andern zu verwirklichen hoffen. Gemeinschaft ist uns zum Ziel und Symbol geworden, im Gegensatz zu den individualistisch orientierten Generationen des letzten Jahrhunderts, die alle durch das Wort „Freiheit“ charakterisiert wurden. Die Gegenbewegung wider den Geist des 19. Jahrhunderts ist da. Der Individualismus als politische Parole ist tot, als Tatsache allerdings lebt er weiter.

Gemeinschaft haben auch andere Bewegungen vor uns gesucht, die ihre Impulse in derselben Reaktion gegen das entfesselte Individuum, gegen eine entfesselte Wirtschaft fanden. Wir denken an die Arbeiter-, Bauern- und andere Organisationen.¹ Doch in zweifacher Beziehung unterscheidet sich unser Ziel von jenen: in unserem Streben nach der umfassenden Volksgemeinschaft einerseits, an Stelle der partikulären Verbände und in der Forderung nach organischer, hierarchischer Gliederung, nach Ein- und Unterordnung der Gemeinschaftsglieder andererseits, an Stelle der bloßen Koordination derselben.

Das Zeitalter, welches das Wort „Freiheit“ zu seinem Idol machte, bedurfte auch der Fiktion der Gleichheit der Menschen. Ohne diese wäre es nicht verborgen geblieben, daß die vermeintliche Freiheit rasch zur Unfreiheit, das heißt zur Unterdrückung der Schwachen durch die Starken, der Anständigen durch die Rücksichtslosen, der Besitzlosen durch die Besitzenden führen mußte.² Gleichheit und Freiheit widerstrebt aber einer organischen Entwicklung einer Gemeinschaft, in der nicht alle Glieder zugleich Kopf sein können. Deshalb verwerfen wir die alten Schlagworte. Wir verlangen Anerkennung des Eliteprinzips und Raum für verantwortungsbewußte Führer in der Gemeinschaft.³

¹ Wir glauben an die schöpferische Kraft der Persönlichkeit und begrüßen daher auch in der Wirtschaft ein starkes, selb-

ständiges Führer- und Unternehmertum. Doch nicht der Profit, sondern allein das Bewußtsein, der Volksgemeinschaft zu dienen, rechtfertigt seine Stellung. Statt der alleinigen Verantwortung gegenüber dem Besitz fordern wir Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft. Diese aber ist die Nation. Heute, da Führung und Kapitalbesitz innerhalb einer Unternehmung sich immer seltener in einer Person vereinigt finden, scheint uns ein solches Unternehmer-Ethos als gerechtfertigt.

III.

Unsere Forderungen sind keine Ausgeburt abstrakter Spekulation. Längst ist uns das praktische Leben auf dem Wege vorangegangen, den wir heute auch theoretisch und gefühlsmäßig als den richtigen erkennen und umso konsequenter zu Ende gehen müssen. In Abwehr gegen die unter der altliberalen Theorie entfesselte Wirtschaft sind mächtige Schutz- und Trutzverbände entstanden, die heute weite Lebensgebiete gefährlich beherrschen: Trusts, Kartelle, Handels- und Industrieverein, Gewerbe- und Bauernverbände, Gewerkschaftsbund und Genossenschaften, sowie viele andere. Mit diesen Realitäten müssen wir heute rechnen, mit diesen Bausteinen unsere schweizerische Volkswirtschaft aufbauen.

Noch sind diese Verbände zur Hauptsache Kampfverbände, die egoistisch ihre Ziele verfolgen. Das Volk ist darob in Gruppen gespalten und wir sorgen uns darum, ob dieses Volk in seiner Zerrissenheit den steigenden Anforderungen der gegenwärtigen Depression und dem immer stärkeren Druck, der von außen auf unsere Wirtschaft ausgeübt wird, auf die Dauer zu widerstehen vermöge. Darum sehen wir die Aufgabe unserer Zeit darin, aus diesen rein negativen Abwehr- und Interessentenorganisationen fruchtbare, positiv in der Gemeinschaft wirksame und organisch sich einordnende Verbände zu machen. Diese Aufgabe kann aber von einer Anschauung aus, die das Individuum über die Gemeinschaft stellt, nie gelöst werden.

Unsere Zeit fordert aber noch mehr von uns. Es gilt nicht nur die getrennten Volksteile im Interesse der Nation wieder zu vereinen, sondern auch das Lebensgut unseres Volkes, seine

Wirtschaft, gegen die Angriffe, der sie ausgesetzt ist, planmäßig zu verteidigen. Obschon in diesem Manifeste allein von der internen Organisation der Wirtschaft die Rede ist, sind uns die wichtigen Probleme nicht verborgen geblieben, die sich aus den internationalen Beziehungen unserer Wirtschaft ergeben. Gerade um diese Probleme lösen zu können, muß erst intern eine geeignete Organisation dazu geschaffen werden. Wir dürfen die Sorge um das Schicksal unserer Wirtschaft nicht den willkürlichen Maßnahmen der einzelnen überlassen, denn jedes Stück Individualwirtschaft ist zugleich ein Stück Volkswirtschaft.

IV.

Wie aber können diese Aufgaben gelöst, wie kann das Interesse der Gemeinschaft gewahrt werden, ohne daß die unentbehrliche schöpferische Unternehmertätigkeit gehemmt wird?

Organisation soll eine Körperschaft beleben. Darum muß sie aus der zu organisierenden Körperschaft selbst herauswachsen und darf ihr nicht von außen aufgepfropft werden. Deshalb fordern wir die Organisation der Wirtschaft durch sich selbst, in Selbstverwaltungskörpern, auf Grund der bereits vorhandenen Gebilde, durch deren Weiterentwicklung, durch die Fachleute und nicht durch einen der Wirtschaft wesensfremden bürokratischen Apparat.

Durch eine Kopie des parlamentarischen Systems allein würde noch keine brauchbare Organisation der Wirtschaft geschaffen. Wesentlich erscheint uns eine Trennung der Aufgaben der Wirtschaftsführung, das heißt der Unternehmertätigkeit, von jenen der Verbandstätigkeit, dem eigentlichen Gebiet der Wirtschaftsdemokratie. Führung wird auch in der Wirtschaft immer eine Aufgabe weniger einzelner sein. Eine Belegschaft als solche wird das Unternehmen, in dem sie arbeitet, selbst nie leiten können. Ihre organischen Aufgaben, im Getriebe der Wirtschaft, um derentwillen sie anerkannt werden muß, liegen auf ganz anderen Gebieten. Mit Rücksicht auf die übrigen Wirtschaftszweige kann aber auch die Tätigkeit des einzelnen Unternehmers oder gar der Unternehmergruppen einer gewissen Planmäßigkeit nicht entbehren.

Darum fordern wir den Ausbau der Organisation unserer Wirtschaft nach z w e i Richtungen, hinsichtlich der Wirtschaftsleitung wie zur Lösung der sozialen Fragen, und ebenso auf zwei getrennten Stufen, für die einzelnen Wirtschaftszweige wie für das ganze Land.

Innerhalb der einzelnen Wirtschaftszweige erscheint uns wünschenswert:

1. Eine Organisation der wirtschaftlichen Leitung. Sie soll den beteiligten Sachverständigen, das heißt den Unternehmern selbst überlassen werden (Unternehmerrat).

2. Eine Organisation, welche sämtliche Beteiligten, Arbeitnehmer wie Arbeitgeber innerhalb des betreffenden Wirtschaftszweiges umfaßt und der vor allem die Regelung der sozialen Fragen innerhalb des gesetzlichen Rahmens übertragen wird. Das ist das Gebiet der sogenannten Wirtschaftsdemokratie. Hier gilt es, die Arbeitnehmer-Organisationen zur positiven Mitarbeit an der Wirtschaft heranzuziehen, indem ihnen weitgehende Autonomie und selbständige Funktionen in Personalfragen, Berufsausbildung, Berufsqualifikation, Fürsorge, Versicherung usw. zugestanden werden.

In einem z e n t r a l e n s c h w e i z e r i s c h e n W i r t s c h a f t s r a t sollen diese Teilverbände zusammengefaßt und die Fragen entschieden werden, welche für die Gesamtwirtschaft des Volkes von Bedeutung sind, sowie solche, die auf der Unterstufe nicht entschieden werden konnten oder gegen deren Entscheidung von betroffenen Dritten, zum Beispiel Konsumenten-Organisationen Beschwerde erhoben wird. Damit nun aber dieser Wirtschaftsrat wirklich eine leitende Behörde und nicht nur ein Rat feilschender Interessenvertreter werde, müssen dessen Mitglieder durch die Landesbehörde als Vertreterin des ganzen Volkes aus den Vertrauensleuten der einzelnen Gruppen gewählt werden. So wird verhindert, daß statt wirklicher Vertreter des Gesamtinteresses einseitig orientierte Scharfmacher in den Rat abgeordnet würden. Spezialfragen, wie Probleme der Industrieplanung zwischen mehreren Industriezweigen und andere, sollen auch auf dieser Stufe nach Möglichkeit durch die direkt Beteiligten gelöst werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, an dieser Stelle ein detailliertes Programm zu entwerfen. Die Praktiker werden das, gestützt auf ihre Erfahrung, besser tun. Aber es liegt uns daran, einen Weg zu weisen, der vor wenigen Monaten durch die Einberufung der ersten schweizerischen Wirtschaftskonferenz zaghaft, aber mit Erfolg beschrritten wurde und der nun rasch und mutig verfolgt werden muß, unbekümmert darum, daß die alten Wirtschaftstheorien und Sätze der Parteidogmen diesen Weg nicht vorsahen.

V.

Neben der geschilderten wirtschaftlichen Aufgabe erwächst uns auch eine politische. Der Liberalismus überließ die Wirtschaft sich selbst. In der Folge wandten sich die von der entfesselten Wirtschaft bedrängten Kreise von der alten Anschauung ab und bildeten auch politisch ihre eigenen Verbände: die Bauern- und Arbeiterparteien. Im Gegensatz zu den alten, mehr weltanschaulich orientierten Parteien, dachten diese neuen Gruppen vorwiegend ökonomisch. Sie werden an dieser Einseitigkeit der Orientierung ihre natürliche Grenze finden.

Sowohl wirtschaftliche Sorgen wie weltanschauliche Gesichtspunkte führen zur Parteiung. Beide müssen berücksichtigt werden. Wem an der Einheit der Nation gelegen ist, dem dürfen die sozialen Nöte der Glieder der Nation nicht gleichgültig sein. Das Bekenntnis zur Nation schließt soziale Verpflichtung in sich. Darum muß es heute das Bestreben einer nationalen Partei sein, aus der zwangsläufigen Beschränkung auf bestimmte Bevölkerungsschichten herauszukommen, in die, vielleicht mit Ausnahme der Katholisch-Konservativen, beinahe alle Parteien mehr oder weniger geraten sind. Es gilt heute das Vertrauen jener Kreise wieder zu gewinnen, die sich unter dem Zwang wirtschaftlicher Nöte vom nationalen Gedanken teilweise abgewendet haben. Für sie müssen wir heute eintreten. Nur durch eine tatkräftige nationale Gewerkschaftspolitik wird es gelingen, auch den Stand der Arbeitnehmer wieder in die nationale Gemeinschaft einzuführen.

VI.

Diese Zielsetzung trennt uns von allen überlieferten politischen und wirtschaftlichen Systemen. Sie trennt uns vom alten Manchester-Liberalismus, dessen Lehren wir ablehnen müssen, weil für uns die Gemeinschaft und nicht das Individuum Ausgangspunkt unserer Wirtschaftsbetrachtung ist. Sie trennt uns aber auch vom Wirtschaftssystem des Marxismus, den wir nicht nur aus ökonomischen Ueberlegungen ablehnen, sondern vor allem auch, weil er der Mentalität unseres Volkes und des abendländischen Menschen schlechthin — im Gegensatz vielleicht zum kollektivistischeren russo-asiatischen Typus — nicht entspricht. Diese Zielsetzung trennt uns aber auch vom faschistisch-diktatorischen System der Wirtschafts- und Staatsorganisation.

Wir versuchen, aus unseren politischen Wünschen, aus der natürlichen Entwicklung der Korporationen in den letzten Jahrzehnten und der alten Tradition des Genossenschaftswesens in unserem Vaterlande heraus auf demokratischer Grundlage zu gestalten, was kommen muß, wenn, wie wir es wünschen, aus unserem zerrissenen Volke wieder eine Einheit, eine Nation werden soll. Nicht ausländisches, sondern eigen schweizerisches Gedankengut ist es, das wir vertreten.

Jeder fühlt, daß die alten Theorien nicht mehr genügen und daß mit ihrer Hilfe das Ziel, die Volksgemeinschaft, nicht mehr erreicht werden kann. Jeder weiß, daß etwas geschehen, etwas Neues kommen muß. Wir haben den Mut zum Gang ins Ungewisse. Die unverbrauchte Jugend kann ihn tun. Darum, Kommilitonen, folgt uns auf unserem Weg!

Politische Gruppe „Neue Front“.

WENDUNG DER WIRTSCHAFTSGESINNUNG.

Es scheint, daß sich eine wichtige Änderung in der menschlichen Einstellung zur Wirtschaft fast im ganzen abendländischen Kulturbereich vollzieht, nicht überall mit der gleichen Intensität, aber überall spürbar und an manchen Orten durchgreifend. Es ist dies eine Abkehr von der freien Wirtschaft,

vom ungebundenen Konkurrenzkampf und ungehemmten Spiel der individuellen Wirtschaftskräfte und der Übergang zu allerlei Versuchen des Zusammenschlusses, der Bindungen, die den Wirtschaftskampf mehr oder weniger mildern, sogar vermeiden, die den Markt regulieren wollen. Natürlich besteht ein wissenschaftlicher Streit über die Auswirkungen, die Vor- und Nachteile dieser Anfänge zu partieller Organisierung der Wirtschaft. Sicher und eindeutig sind diese Fragen allein durch ökonomische Überlegung kaum zu lösen; der größere Vorteil des einen oder anderen Systems hängt in hohem Maße ab von der Art und Einstellung der Menschen, die dasselbe durchführen. Noch hat vielleicht die liberale Anschauung im Streit der Meinungen, gestützt auf die Erfahrungen ihrer Vertreter das schwerere Gewicht. Der Grund dafür mag auch darin zu finden sein, daß die neuen Versuche der Wirtschaftsregulierung noch unabgeklärt sind, zumeist von begrenzten Interessenskreisen aus erfolgen, und noch nicht genügend versucht wurde, vom Gesamtinteresse aus regulierend und ordnend einzugreifen.

Tatsächlich findet diese Bewegung, die von den Gewerkschaften her kam, über die Gewerbeverbände hinaus auch in der Industrie wachsende Verbreitung. Noch ist es zu früh, von einem allgemeinen Siege dieser Wirtschaftseinstellung zu sprechen; aber bereits sind Arbeiter und Gewerbe fast überall schon so weit organisiert, daß der Wirtschaftskampf in diesen Kreisen wesentlich gemildert werden konnte. Solcher Zusammenschluß drängt auch andere ein Gleiches zu tun. In manchen Ländern ist außer den Bauern, Arbeitern und dem Gewerbe auch die Produktion der Rohstoffe und normalisierten Erzeugnisse in großen Verbänden zusammengeschlossen, die Preisbestimmung und Absatzregulierung vornehmen.

Ich glaube nun nicht, daß diese Entwicklung durch rein wirtschaftliche Betrachtung verstanden werden kann. Tritt auch der Entscheid zugunsten dieser Bewegung meistens als Ausdruck ökonomischer Überlegungen auf, und ist er scheinbar nichts als eine Maßnahme im Kampf um schwere Lebensbedingungen, so bilden solche Überlegungen doch nicht das einzige Motiv. Bindungen treten auch in Gebieten auf, in denen der Wirtschaftskampf im Vergleich zu früheren Zeiten sich nicht

wesentlich verschärft hat. Die moralische Kraft des Zusammenschlusses wirkt besonders in Gewerbekreisen oft so stark, daß fast keine Außenseiter auftreten, obgleich das wirtschaftlich durchaus möglich wäre. Die liberale Theorie, die nicht an die Wirksamkeit solcher Verbände glauben wollte, weil Außenseiter diese hemmen würden, scheint psychologisch einigermaßen zu versagen.

Mit der freien Wirtschaft müssen gewisse Nachteile notwendig in Kauf genommen werden. Wie der einzelne durch den Konkurrenzkampf in steter Bedrohung seiner Lebensstellung steht, so leidet die Gesamtheit unter dem Wechsel der Konjunktur. Jeder Fortschritt muß durch eine oft langandauernde Störung des Gleichgewichtes zwischen Produktion und Konsumtion erkauft werden. Die Vorteile der freien Wirtschaft kommen vor allem den wirtschaftlich Starken zugute, auch wenn die Förderung der gesamten Wirtschaftstätigkeit schließlich zum Vorteil aller ausschlägt. Gibt so die freie Wirtschaft wahrscheinlich größere Produktivität, größern Güterreichtum und größere Entfaltungsmöglichkeiten für den einzelnen, so muß das erkauft werden durch die Unsicherheit des ewigen Kampfes. Ihre Leistungen beruhen ja zum großen Teil auf dem Anreiz, den der ungehemmte Kampf gibt; ohne diesen würde weniger und schlechter gearbeitet. Nun verschafft im Gegensatz dazu eine gebundene Wirtschaft wahrscheinlich größere Sicherheit und Stabilität der Verhältnisse, Befreiung von der quälenden Last des Konkurrenzkrieges. Sie wird den einzelnen enger binden und weniger Reichtum im Ganzen hervorbringen.

So hängt denn die Einstellung in diesen Fragen davon ab, welche Wirtschaftswerte man vor allem will, größern Reichtum und größere Betätigungsfreiheit oder Sicherheit und engere Gebundenheit. Das ist eine Frage der Lebenshaltung, die in den Kreis der Kulturfragen gehört. Wandeln sich solche Lebenshaltungen nicht im Zusammenhang des Kulturwandels, wie er bei den abendländischen Menschen immer vor sich geht?

Der Zusammenschluß ist in vielen Kreisen mit Entschiedenheit erfolgt. Jeder hat selbstverständlich auf die weitem und freiem Möglichkeiten des individuellen Durchsetzens verzichtet und zieht die Anlehnung an die Berufsgenossen vor, die ihn

wohl einengt, aber auch stützt. Die Abkehr von der Last des wirtschaftlichen Alleinstehens, von der zermürbenden Anstrengung des hemmungslosen Konkurrenzkampfes ist leidenschaftlich, stammt aus der Tiefe einer neuen Lebenshaltung. Dieser neue Wirtschaftswille ist so stark und durchgreifend, daß die politische Aufgabe nur darin gesehen werden kann, die verschiedenen Interessengruppen, die heute nur an ihre Partialforderungen denken, und einander bekämpfen, in einem Gesamtinteresse zusammenzufassen und zu versuchen, von diesem Gesamtstandpunkt aus die verschiedenen Einzelregelungen zu ordnen und zu überwachen, weil eine Rückkehr zur alten liberalen Ordnung nicht mehr möglich ist. So können wohl viele der jetzigen Hemmungen, die aus den chaotisch durcheinander wirkenden Partialorganisierungen sich ergeben, behoben werden. Bereits sah sich der Staat auch bei uns gezwungen, zur Überwachung einzelner Wirtschaftsverbände zu schreiten, weil ihre Preispolitik eine Schädigung der Gesamtwirtschaft bedeutete; aber die Regierung hat das bis jetzt nur von Einzelfall zu Einzelfall als notwendig empfunden, ohne an die prinzipielle Fragestellung heranzutreten. Je stärker aber sich die Verbände auswirken, umso eher wird das bei der langsamen Verschlechterung der schweizerischen Wirtschaftslage, die in Aussicht steht, nötig sein.

Der Individualismus der letzten Generation wurde von großen und wertvollen Kräften getragen. Er hat Bedeutendes in der Erziehung zur Selbständigkeit und Selbstverantwortung geleistet, aber den Menschen aus allen alten Gemeinschaftsverbindungen herausgerissen und unheimlich isoliert. Der Wirtschaftsindividualismus ist der greifbarste und einfachste Ausdruck davon. Wohl erzog er die Menschen zu Tüchtigkeit und Selbständigkeit; aber er hat sie in Gegensatz gestellt mit allen im gleichen Wirtschaftskreis Tätigen, ihren Konkurrenten.

Die neue Wirtschaftseinstellung zeigt, daß die Gegenkräfte im Menschen wieder lebendig werden. Er ist der kämpferischen Isoliertheit müde und sucht Schutz und Erleichterung der Lebensfährnis durch Zusammenschluß bei den Gleichgestellten. Tüchtigkeit, Auswirken der selbständigen Persönlichkeit, Unabhängigkeit, Kraft zur Selbstbehauptung waren die Ideale der

vergangenen Zeit; nun sind es Gefühlsoffenheit, Verbundenheit mit dem Nächsten, Fähigkeit zur Gemeinschaft. Wollte man Freiheit der Tätigkeit, so will man nun Freiheit zum Leben, Erleben. Die ganze kämpferische Disziplin, die die Lebenseinstellung der letzten Generation charakterisierte, ist gewandelt in ein vielleicht bequemeres, aber lebensoffeneres Verhalten.

Natürlich können solche Wandlungen sicher und klar nur aus historischer Perspektive erfaßt werden, aber die ausgeführte Betrachtungsweise führt zu einem zentralen Problem, wie man auch den Entscheid fällen mag. **Hans Böhm**, phil. I.

VOM NATIONALEN UND SOZIALEN.

I.

Die Auseinandersetzung zwischen den Gesellschaftssystemen des Liberalismus und des Sozialismus, die die großen Gegenpole der sozialpolitischen Diskussion der letzten Jahrzehnte darstellen, darf heute in den wesentlichen Punkten als entschieden betrachtet werden. Der Kampf endigte mit einer fortgesetzten Preisgabe des alten liberalen Ideengutes. Der Sozialismus hätte allen Grund, über diese Ueberwindung seines geistigen Gegners zu frohlocken, wenn sich die vulgäre Auffassung bewahrheitet hätte, daß mit dem Siege über den Liberalismus der Kapitalismus überhaupt jeder wirksamen Ideologie beraubt werde. Diese Hoffnung hat sich aber als trügerisch erwiesen. In den letzten Jahren setzen sich immer deutlicher neue Ideen durch, die mit unbestreitbarem Erfolg den Kampf gegen die sozialistische Bewegung aufnehmen. Es hält nicht leicht, den wesentlichen Inhalt dieser Lehren mit einem umfassenden Namen zu kennzeichnen. Auch das Schlagwort Faschismus wird meines Erachtens nicht allen Komponenten gerecht. Das Entscheidende liegt für unsere Betrachtung darin, daß in dieser Bewegung ein Begriff, ein Erlebnisinhalt überragende Bedeutung besitzt: **d e r B e g r i f f d e r N a t i o n**.

Dieses starke Betonen des Nationalen geschieht nun ohne Zweifel nicht zufällig, sondern ist daraus zu begreifen, daß der Nationsbegriff in ausgezeichnete Weise geeignet ist, diesen neuen Lehren unentbehrliche Funktionen zu erfüllen. Er er-

laubt einmal eine glänzende ideologische Rechtfertigung ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Forderungen, doch ist wohl eine andere Aufgabe noch bedeutsamer. Diese neue Strömung erweist sich bei genauerer Betrachtung nicht als eine einheitliche Bewegung, sondern sie zerfällt in verschiedene, ihrer sozialen Gliederung und ideellen Zielen nach durchaus heterogene Teile. Diese stimmen aber darin überein, daß in ihnen, wenn auch aus verschiedener Verursachung, der Nationsbegriff eine entscheidende Rolle spielt. Auf ihn ist es daher wesentlich zurückzuführen, wenn es sich als möglich erwies, diese einzelnen Strömungen zusammenzufassen. Es steht uns an dieser Stelle nicht genügend Raum zur Verfügung, um diese eigenartige Funktion des Nationsbegriffes als Ideologie gesellschaftlicher Postulate und als einigendes Banner der verschiedenen Heerhaufen dieses neuen antisozialistischen Kreuzzuges genauer zu untersuchen. Wir begnügen uns mit einem Hinweis auf einige besonders bedeutsame Zusammenhänge:

1. Das gefährliche Wort des Kommunistischen Manifestes, daß der Kapitalismus seinen eigenen Totengräber, die sozialistische Arbeiterschaft, produziere, hat sich ohne Zweifel als richtig erwiesen. In den vergangenen Jahrzehnten entriß die anwachsende Arbeiterbewegung dem Bürgertum eine Position um die andere, und es mußte daher langsam zur Einsicht kommen, daß diese Gefahr mit der alten liberal-demokratischen Auffassung nicht gebannt werden kann. In dieser Notlage erwächst ihm willkommene Hilfe in der faschistischen Ständeidee. Wenn sich heute die Arbeiterbewegung als zu stark erweist, als daß sie durch ein neues Sozialistengesetz unterdrückt werden kann, dann soll wenigstens eine Stabilisierung, eine Versteinerung des gegenwärtigen Zustandes erreicht werden, indem mit Hilfe der faschistischen Diktatur die revolutionäre Arbeiterklasse in einen sich bescheidenden Arbeitstand verwandelt wird. Dieses faschistische Programm bedarf zu seiner erfolgreichen Rechtfertigung einer ideologischen Begründung und dafür leistet der Nationsbegriff ausgezeichnete Dienste. Im Namen der Nation — gegen den dem Bürgertum gefährlichen und deshalb angeblich anationalen Sozialismus!

2. Das starke Anwachsen des Monopolkapitalismus führt zu unvermeidlichen Erschütterungen des sozialen Lebensraumes des sogenannten Mittelstandes. Der Lebensstandard dieser Schichten verschlechtert sich immer mehr, trotzdem bleiben sie ihrer Stellung im Produktionsprozeß nach weiterhin als Mittelstand bestehen, ja wachsen teilweise (Angestellte) noch an. Aus dieser besonderen Lage ist die sozialpsychologische Einstellung dieses proletarisierten Mittelstandes zu verstehen, wie sie gegenwärtig so deutlich im deutschen Nationalsozialismus zutage tritt. Schon einmal hat die kapitalistische Entwicklung eine ähnliche Bewegung hervorgerufen, als sie vor hundert Jahren die verlegten Handarbeiter des Frühkapitalismus vernichtete. Man bezeichnet jene Erhebung bekanntlich als „Luddismus“; man kann diese heutige „Panik im Mittelstand“ mit Fug als einen modernen Luddismus bezeichnen. Wie jene Handarbeiter den Blick rückwärts ins Verlagssystem wandten, so sehnt sich auch dieser neue Luddismus in die guten Zeiten der Vorkriegswirtschaft zurück. Und wie jene Verlagsarbeiter sich gegen die Verwandlung in Fabrikarbeiter auflehnten, so wehrt sich auch der heutige Mittelstand gegen das weitere Versinken ins Proletariat und will von der „Durch den Kapitalismus hindurch-Politik“ der sozialistischen Arbeiterbewegung nichts wissen. Diese doppelseitige Abwehrstellung — sie ist antikapitalistisch, genauer anti-monopolkapitalistisch und antiproletarisch zugleich — sucht dieser Luddismus dadurch zu rechtfertigen, daß er seine Politik als „national“ erklärt. Es wäre eine interessante Aufgabe, zu prüfen, wie er zu dieser Verwendung des Nationalbegriffes gekommen ist. Es wäre etwa darauf hinzuweisen, daß auf diese Weise die Bewegung den Eindruck erwecken kann, als kämpfe sie für die Interessen des ganzen Volkes, oder daß sie durch dieses Sich-Aufblähen zur Nation die Unlustgefühle, die in einem untergehenden Stand leben, abreagieren kann. Bedeutsam für unsere Betrachtung ist nun die Feststellung, daß durch dieses nationale Gewand die Bewegung des faschistischen Bürgertums und dieser moderne Luddismus, die wohl in der Ablehnung der sozialistischen Arbeiterbewegung übereinstimmen, in ihren wirtschaftlichen Zielen sich dagegen diametral gegenüberstehen, auf

den gleichen ideologischen Nenner gebracht werden und so zu einer nationalen Bewegung verschmelzen.

3. Es lag uns daran, darauf hinzuweisen, daß das starke Aufleben des nationalen Gefühls nicht nur als ein geistiges Phänomen verstanden werden darf, sondern in enger Verbindung mit sozialen Entwicklungen steht. Es wäre aber gerade vom sozialistischen Standpunkt aus gefährlich, die ideellen Triebkräfte dieser nationalen Bewegung zu verkennen. Wir erleben heute vor allem in der jungen Generation eine tiefgreifende weltanschauliche Umwertung, die sich in einer entschiedenen Abkehr von der liberalistischen, utilitaristischen Aufklärungsphilosophie und in einem Zuwenden zu einer stark gefühlsbetonten, aller rationalistischen Kasuistik abholden, wenn man will romantischen Haltung offenbart. Es gibt nun wohl keine andern Werte, in denen sich diese neue Einstellung besser ausdrücken ließe, als im nationalen Erleben. Uns Junge, gleichgültig welcher sozialen Schicht wir angehören, spricht das richtig verstandene Nationale viel stärker an als die alte Generation. Dem Sozialismus kann diese Umstellung deswegen gefährlich werden, weil es dem Faschismus und Luddismus durch Berufung auf ihre nationale Ideologie leicht gelingt, diese Jugend an sich zu fesseln.

II.

Wir haben auf die soziologische Analyse dieser verschiedenen Strömungen des heutigen Nationalismus besonderes Gewicht gelegt, weil wir dadurch bereits zu einem wesentlichen Ergebnis gelangt sind: Es ist nicht wahr, was man uns so gerne glauben machen will, daß das Nationale und dieser Nationalismus auf Grund einer innern Verbindung zusammengehören und also ein Bekenntnis zum Nationalen nur bei einer Bejahung des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems des Nationalismus, also vor allem des Faschismus und Luddismus möglich ist, sondern das Nationale ist ihm nur gerade gut genug, die Funktion einer Ideologie auszuüben. Unsere Auffassung geht darüber hinaus allgemein dahin, daß das Nationale überhaupt nicht einer besonderen Ausgestaltung des Sozialen immanent ist. Es kann niemals besonderen gesell-

schaftlichen Verhältnissen als damit notwendig verbunden zugeordnet werden. Das wahre Nationale verträgt sich insbesondere mit der sozialistischen Idee ebenso gut wie mit Faschismus und Luddismus, ja es lassen sich Gründe anführen, die den Sozialismus als nationaler als den heutigen Nationalismus erscheinen lassen.

Zur Belegung dieser der vulgären Meinung ungewohnten Auffassung müssen wir mit einigen Worten auf das Wesen des Nationalen selbst zu sprechen kommen. Was bedeutet national? Bereits Bagehot (Der Ursprung der Nation, 1874) hat bemerkt, die Nation sei eine jener Erscheinungen, von denen wir wissen, was sie sind, solange wir nicht darnach gefragt werden. Wichtig für unsere Problemstellung ist die Unterscheidung sogenannter objektivistischer und subjektivistischer Nationstheorien. Die objektivistischen Theorien stimmen darin überein, daß sie das Nationale in objektiven Gegebenheiten erblicken und auf irgendeine Weise mit diesen gleichsetzen, sei diese Größe nun der Staat, die Sprache, die Rasse oder die Kultur. Das Unbefriedigende dieser objektivistischen Lehren läßt sich leicht erkennen: Es ist wohl richtig, daß sich das Nationale nicht im luftleeren Raum, sondern einzig im Zusammenhang mit diesen objektiven Erscheinungen entwickelt hat und sich nur in ihnen offenbaren kann. Es ist aber ebenso sicher, daß es unmöglich angeht, das Nationale mit seiner Erscheinungsform gleichzusetzen. Es gilt nun eben erst zu zeigen, was dieses Etwas in der Sprache, im Staatlichen, im Kulturellen bedeutet, das wir als national empfinden. An dieser Stelle setzt der subjektivistische Erklärungsversuch ein. Nach seiner Meinung besteht das Nationale in einer gleichartigen psychischen Struktur, in übereinstimmenden Charaktermerkmalen der Nationengenossen. Es ist also nicht, wie dies nach objektivistischer Meinung angenommen werden muß, eine Eigenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen, sondern eine solche der Menschen, die diese sozialen Verhältnisse geschaffen haben. Das Nationale stellt somit eine rein psychische Größe dar. Es besteht in der Verschiedenheit der Grundstruktur des Geistes, die in einem bestimmten psychischen Verhalten, in einer besonderen Reaktionsweise und Apperzeption der Einwirkungen

der Außenwelt und der Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Das Nationale offenbart sich in einem besonderen Lebensstil, in bestimmten Denk-, Gefühls- und Arbeitsweisen. Es bedeutet, wenn man will, einen besonderen Rhythmus der Seele.

So unvollständig diese Andeutungen sind, so genügen sie doch, um das gegenseitige Verhältnis des Nationalen zum Sozialen festzustellen. Das Nationale und das Soziale sind zwei Größen, die in durchaus verschiedenen Ebenen liegen, und deshalb nicht gegeneinander ausgespielt werden können. Das Nationale ist nicht eine besondere Art, sondern eine Ausdrucksform, die Gestalt des Sozialen. Das Soziale ist als solches — gleichgültig, was sein Inhalt ausmacht — niemals national noch anational, es muß dagegen, wenn es in einem lebendigen Volke Gestalt gewinnen will, sich in seiner nationalen Geistesstruktur, in seinem Nationalcharakter ausdrücken, also national apperzipiert werden. Ein verwirklichtes Soziales, das anational wäre, ist ein Widersinn. Umgekehrt: Das Nationale als psychische Struktur und Apperzeptionsweise kann als solches von einem Volke gar nicht gelebt und verwirklicht werden, es vermag sich nur in einem sozialen Inhalt zu offenbaren und zu entfalten. Es läßt sich aber in jedem Sozialen, das als Soziales überhaupt möglich ist, ausdrücken. Das Soziale ohne das Nationale ist also ausdruckslos, das Nationale ohne das Soziale dagegen inhaltslos. In den Begriffen des historischen Materialismus ausgedrückt: Das Nationale liegt nicht im Unterbau, in der Ebene der Produktionsverhältnisse, sondern im Ueberbau, im Gebiete ihrer Umsetzung in die Bewußtseinsformen. Wie die Produktionsverhältnisse für sich nicht beurteilt werden können — sie sind weder gut noch schlecht, weder schön noch häßlich — so sind sie auch weder national noch anational. Wenn dagegen der Mensch sie erlebt und Stellung zu ihnen bezieht, dann müssen sie nicht nur durch seinen psychischen Bewertungsapparat, durch die ethischen, ästhetischen und religiösen Bewußtseinsformen, sondern auch durch sein

nationales Wesen hindurch und also national apperzipiert werden.

Durch diese allgemeine Abgrenzung ist nun auch die Stellung des Nationalen zum Sozialismus grundsätzlich geklärt. Der Sozialismus als eine Gesellschaftsordnung, die durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel die Beziehungen der Menschen gerechter gestalten will, ist wie jedes andere Wirtschaftssystem, wie der Liberalismus und heute der Faschismus und Luddismus, weder national noch anational. Wenn aber dieser Sozialismus von dem arbeitenden Volke verwirklicht werden will, dann ist dies gar nicht anders möglich, als daß auch er durch seinen Nationalcharakter durchgehen und also national gefärbt werden muß. Um zu erkennen, daß diese nationale Apperzeption des Sozialismus wirklich stattfindet, braucht man ja nur einen Blick auf die Arbeiterbewegung zu werfen. Im russischen Bolschewismus, im französischen Sozialismus, im englischen Labourismus und nicht zuletzt auch in der schweizerischen Arbeiterbewegung sind die Nationalcharaktere aufs deutlichste zu erkennen. Man kann also guter Sozialist und dabei größter Verehrer des Nationalen sein. Dieses wird durch den Sozialismus nicht vernichtet, sondern kann sich auch in diesem entfalten und weiter entwickeln. Das wahre Nationale schließt auch ein zwischenstaatliches Vorgehen zur internationalen Regelung der Wirtschafts- und Sozialordnung, also auch eine internationale sozialistische Politik der Arbeiterschaft in keiner Weise aus. Gesellschaftlicher Internationalismus und nationale Apperzeption der international geordneten Gesellschaftsverhältnisse vertragen sich sehr gut miteinander.

Auch wenn uns der Nachweis gelungen sein sollte, daß das Nationale sich mit jedem wahren Sozialen und damit auch der sozialistischen Idee verträgt, so wird man sich immer noch gegen die Ansicht sträuben, daß auch der Kampf der Klassen zur Aenderung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht notwendig zu einer Vernichtung des Nationalen führen muß und deshalb auch nicht als anational abgelehnt werden kann. Können wir im Anschluß an die obigen Ausführungen die Nation als eine aus der Geschichte erwachsene Charaktergemeinschaft begreifen, ist es dann nicht offensichtlich, daß diese Gemein-

schaft durch den Klassenkampf aufs schärfste gefährdet wird? Und müßte nicht gerade vom Nationalen her ein Ausgleich der Klassengegensätze möglich sein? Es ist gewiß richtig, daß ein stark nationales Erleben in den Volksgenossen den Wunsch nach sozialer Einheit fördern wird. Es wäre aber illusionär, zu wännen, daß diese Einheit allein durch die Berufung auf den gleichen Nationalcharakter der Klassen angestrebt werden kann. Ist der heutige Klassenkampf darauf zurückzuführen, daß sich im Kapitalismus zwei Klassen, die Besitzer der Produktionsmittel und die nur über ihre Arbeitskraft verfügenden Arbeitnehmer gegenüberstehen, dann wird an diesem bedauerlichen Phänomen durch die Feststellung kein Deut geändert, daß zwischen diesen Klassen eine nationale Charaktergemeinschaft besteht. Aus der Tatsache, daß der Schweizer-Unternehmer und der Schweizer-Arbeiter gleich national apperzipieren, darf nicht geschlossen werden, daß sie dadurch ein einig Volk von Brüdern werden, sondern nur, daß in der Art und Weise, wie sie ihre Gegensätze austragen, der nationale Volkscharakter zum Ausdruck kommt. Die Stärke dieser Gegensätze hängt nicht von der Intensität ihres nationalen Erlebens, sondern von der Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ab. Die soziale Einheit der Nation kann deshalb nur durch Änderungen des sozialen Systems selbst herbeigeführt werden. Und wenn es sich zeigen sollte, daß diese Einheit nur dadurch erreicht werden kann, indem eine Klasse eine andere besiegt, indem zum Beispiel heute die arbeitenden Schichten die Besitzes-Oligarchie überwinden, dann würde selbst dieser Klassenkampf wohl zu deren Vernichtung, nicht aber zu einer solchen der Nation führen. Dann lebt eben das Nationale nicht mehr im bisherigen Volkskörper, sondern in der neuen Innennation, in der siegreichen Klasse weiter. (Vergleiche zu diesem Begriff: Hertz, Zur Soziologie der Nation und des Nationalbewußtseins, Archiv für Soz. wiss. Bd. 65.) Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, daß sich das Nationale in solchen Innennationen weiter entwickelt hätte. Wir wollen uns erinnern, daß auch die schweizerische Nation als typische Innennation entstanden ist. Sie hat sich ja aus dem Abwehrkampf der freien bäuerlichen Markgenossen der Urkantone

gegen ihre weitere Einbeziehung in die Grundherrschaft und das Feudalsystem entwickelt.

Wir hoffen damit der beliebten Auffassung, die sozialistische Idee und die Bestrebungen des arbeitenden Volkes zu seiner Besserstellung als anational zu verfemen, genügend deutlich widersprochen zu haben. Der nationale Volkscharakter wäre auch in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung gut aufgehoben. Gerade ihre Wirtschaftsgestaltung müßte sogar zu einer mächtigen Entfaltung der nationalen Kulturgemeinschaft beitragen. Es ist ja das Bestreben der sozialistischen Bewegung, möglichst weite Schichten sozial so zu stellen, daß sie am Kulturleben stärker teilhaben. Nun können aber die Kulturgüter, wie wir gesehen haben, von einem Volke nur in einer nationalen Färbung aufgenommen werden, und diese nationale Apperzeption muß gerade im Sozialismus recht intensiv sein, weil sie nicht nur von bevorzugten kleinen Schichten, sondern auch, um einen Ausdruck von Otto Bauer (vergleiche sein grundlegendes Buch: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie) zu gebrauchen, von den bisherigen Hintersässen der Nation getragen wird. Der Sozialismus, so sehr er den materiellen Kulturinhalt der verschiedenen Völker angleichen mag, müßte bei seiner Verwirklichung, weil dieser Kulturinhalt durch große Teile des Volkes hindurch muß, zu einer deutlicheren nationalen Färbung des sozialen Lebens und zu einer stärkeren Ausprägung des Nationalcharakters führen, als dies der Liberalismus des Bürgertums tat.

III.

Wir haben in den bisherigen Ausführungen versucht, das Wesen des Nationalen und des Sozialen anzudeuten und ihr gegenseitiges Verhältnis festzustellen. Wir haben dabei besonderes Gewicht auf die Kritik, insbesondere auf den Nachweis gelegt, daß es unmöglich angeht, das Nationale einem bestimmten Sozialen, besonderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen als damit notwendig und ausschließlich verbunden zuzuordnen. Jedes solche Beginnen läuft — wie wir dies anhand der soziologischen Analyse des heutigen Nationalismus gezeigt haben — auf eine ideologische Rechtfertigung

tigung bestimmter sozialer Zustände hinaus. Nun bleibt zum Schluß noch die Frage offen, ob denn überhaupt die Möglichkeit besteht, daß wir aus unserem nationalen Empfinden heraus auf die Gestaltung des Sozialen einwirken können. Diese Problemstellung ist es, die uns Junge, insbesondere uns Studenten, sofern uns tatsächlich das Nationale und nicht der Nationalismus am Herzen liegt, in erster Linie interessiert. Wir gehen, wenn wir den Weg vom Nationalen zum Sozialen suchen, von einem viel unmittelbareren Erlebnisinhalt aus als der Ueberlegung, ob uns das Nationale bei der Propagierung gesellschaftlicher Forderungen von Vorteil sein kann. Was uns immer wieder beschäftigt, und womit wir uns nicht abfinden können, ist die Tatsache, daß unser Volk, dem wir aus innerstem Empfinden zugetan sind, innerlich von sozialen Spannungen und Klassengegensätzen zerrissen ist. Und wonach wir suchen, und was wir erhoffen, ist die Möglichkeit, unser nationales Erleben in den Dienst für tatsächliche soziale Umgestaltungen zu stellen.

Wir können uns bei der Besprechung dieser Frage recht kurz fassen, ihre Antwort ist in den bisherigen Ausführungen bereits enthalten. Ausgangspunkt muß die Erkenntnis bleiben, daß es unmöglich ist, aus dem Nationalen als psychischer Grundstruktur eines Volkes unmittelbar einen konkreten sozialen Inhalt, bestimmte wirtschafts- und sozialpolitische Forderungen abzuleiten. Alle solchen Versuche bedeuten bewußt oder unbewußt eine Unterstützung nationalistischer, faschistischer oder luddistischer Bestrebungen. Es gibt keine nationale Lösung der sozialen Frage, sie kann nur in der Ebene des Sozialen selbst durch genaue Prüfung und Bewertung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse gefunden werden. Dagegen kann und soll das nationale Empfinden — und darin ist meines Erachtens der einzig gangbare Weg vom Nationalen zum Sozialen zu suchen — die Einstellung, die geistige Haltung beeinflussen, mit der wir an die Behandlung der aktuellen sozialen Probleme herantreten. Unsere Sorge um das Nationale soll und muß uns, wenn es wirklich tief ist, dazu führen, unser soziales Gewissen zu verfeinern und uns der Verantwortung

bewußt zu werden, die wir gegenüber unsern Volksgenossen besitzen, die in sozial abhängigen und gedrückten Verhältnissen leben. Sie muß uns den Mut geben, offen und entschlossen für notwendige soziale Umgestaltungen einzutreten, auch wenn diese den eigenen Interessen widersprechen und der bisherigen bürgerlichen Ordnung nicht besonders zuträglich sein sollten. Unser nationales Empfinden muß uns aber auch Veranlassung sein, die Auseinandersetzung über wirtschaftliche und soziale Aufgaben in sachlichem Ernst zu führen und — dies gilt besonders für uns Junge — alle überlieferte, nicht in den gegenwärtigen Verhältnissen begründete Dogmatik beiseite zu lassen. Dann kann eine geistige Austragung verschiedener Auffassungen möglich und fruchtbar sein.

Es darf nun wohl als eines der schönsten Zeichen für eine solche Auslegung einer wahrhaft nationalen Haltung gedeutet werden, daß gerade heute wieder junge Menschen, und vor allem auch Studenten, die von verschiedener Seite herkommen und teilweise verschiedene Ansichten vertreten, sich zusammenfinden, um in kameradschaftlichem Geiste sich durch gemeinsame Arbeit und Aussprache über die wirtschaftlichen und politischen Aufgaben klar zu werden, die uns gestellt sind. Wir wollen diese stark vom Nationalen her getragene neue geistige Haltung, diese neue Front der Jungen hochhalten und zur Entfaltung bringen. Sie wird Anfeindungen von verschiedenster Seite ausgesetzt sein, sie kann aber, wenn wir ihr treu bleiben, mit der Zeit wertvolle Früchte tragen. Wir glauben, daß wir durch eine solche Einstellung dem wirklich Nationalen, unserm wahren Schweizertum, wie es sich uns in den schöpferischen Epochen unserer Geschichte offenbart, am besten nachzuleben und von neuem Ausdruck zu geben vermögen.

Heinz Schweizer, oec.

VOM SCHWEIZERISCHEN NATIONALISMUS.

Die tiefe Unzufriedenheit mit unserem gegenwärtigen gesamtschweizerischen Zustand braucht keine langen Darlegungen; sie ist ein offenes Geheimnis der Allgemeinheit, das allerdings nicht in den Zeitungen steht. Aber als Empfehlung das

Heilmittel eines schweizerischen Nationalismus — was soll man sich bei diesem Vorsatz denken?

Das wird ganz allgemein heißen müssen, die noch schlummernden Kräfte und Möglichkeiten des Volkes wecken, im Zusammenschluß das solidarische Volk zu verwirklichen.

Und die Vielsprachigkeit, die konfessionelle Trennung, die Unterschiede von Stadt und Land, die Eigentümlichkeiten des Schweizercharakters? — die bekannten Einwände hageln.

Wären die Einwanderer doch ebenso wenig blind für die unter dem heutigen Regime vorhandenen Mißstände und Schäden. Denken wir an die Flauheit, Gleichgültigkeit, Einseitigkeit der bürgerlichen Mentalität, an das Kompromißwesen als Regierungsmaxime, daran, daß die beiden größten Parteien, die eine politisch, die andere wirtschaftlich in schreiendem Mißverhältnis zu den Bedürfnissen der Lage handeln, wenn die eine die Landesverteidigung, die andere die grundsätzliche Reform der Wirtschaftsordnung beharrlich ablehnt. Es könnte für die Schweiz nachgerade eine zu schwere Belastungsprobe werden, Abkehr und Verzicht gewähren zu lassen. Es ist unter diesen Umständen für das ganze Land ein vorläufiges Glück, daß die allgemeine Wirtschaftsnot bei uns noch keine bedrohlichen Formen annahm. Deshalb lernen auch unsere zur Kurzsichtigkeit verurteilten Optimisten nichts aus dem heutigen Zustand. Sie glauben offenbar, das labile, so augenscheinlich unter Druck und Zwang stehende Gleichgewicht des Kontinentes sei von ewiger Dauer. So können Kuhhandel, Partei-schacher und Ämterwirtschaft, die bei uns Politik genannt werden, durch Generationen weiter florieren. Zum besten einer Schweiz aus hastigen Strebern, bequemen Bürgern und kleinen Krämern! Das wahre Gut eines Landes liegt aber in der einigenden, zur Tat treibenden Kraft seiner Gesinnung, die ihre Wurzel in der Wirklichkeit hat. Wir rechnen mit der Jugend, die das Geleier von Phrasen haßt und für die Persönlichkeit und Gemeinschaft untrennbare Ziele sind, wir rechnen mit dem Erwachen des Erkennens in den besten Teilen des Volkes, daß wir uns mit dem Biertischpatriotismus und der demokratischen Selbstbeweihräucherung vor uns selber lächerlich machen, daß

es zwar ein richtiger, aber nachgerade verrückter Kehrreim ist, ein sauberes, schönes, unabhängiges, europäisches Musterländli zu sein. Lindt-Schokolade und der Tell in Altdorf, freundliche, blitzblanke Dörfer und erstklassige Industrieprodukte, Schneeberge und Unabhängigkeit, unbestimmte und vielverheißende Programme — ja, das ist doch alles Erreichtes. Wo man nur hinkommt, heißt es, die internationale Schweiz und keinem einzigen fällt mehr ein, daß die Schweiz den Schweizern gehört. Leben wir nur noch, um am 1. August aus Traditionsgefühl und Gründen nationaler Fremdenindustrie Feuer auf die Berge zu pflanzen und uns an mondänen Seebeleuchtungen zu haben? Beim Flammenschein müssen wir doch denken, daß es mit dem großen „einig“ heute wie schon so viele Male in unserer Geschichte herzlich schlecht bestellt ist, daß die gewaltigen Fragen, die die Zeit jedem Lande stellt, in Streit und Zank der Parteien untergehen.

Um diesen für uns von Tag zu Tag gefährlicheren Zustand des Nichthandelns bald zu beenden — denn die Entwicklung der europäischen Verhältnisse wartet nicht, bis uns eine Anpassung beliebt —, müssen wir eine politische Elite erziehen, die namentlich aus Jugend bestehen soll.

Bedenken wir unsere mechanische Zentralgewalt und ihre berechnete Opposition, einen starken und gesunden Föderalismus, die verdeckten Spannungen zwischen den verschiedenen Landesteilen, den Interessenkampf der Parteien, so ist der Eindruck geradezu tragisch, wenn man sich der Freiheitskämpfer, der Schützen, Turner und Studenten erinnert, die in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts das nationale Gefühl wecken wollten. Zur Tat anspornend ersteht deshalb eine Riesenaufgabe vor einer Elite nationaler Gesinnung, die den Impetus des Glaubens und Tatkraft hat und weiß, was sie will. Der Umkreis dieses Wollens sei hier in einigen Artikeln festgehalten.

I. Politische Führung.

Als Gegengewicht gegen die bernische Beamtenbürokratie, den „étatisme“; soll ein auf fünf Jahre gewählter Staatspräsident, der unter anderem die Bundesversammlung ordnungs-

gemäß einberuft und auflöst, und die nötigen Verfügungen trifft in den Fällen der Gefährdung oder Störung der öffentlichen Sicherheit, vom Volke abwechselungsweise aus einem der drei Sprachgebiete gewählt werden.

Dem Prinzip des Kollegiums wird das Prinzip der Persönlichkeit übergeordnet. Nach außen und innen wird der Staatspräsident der sichtbare Ausdruck der eidg. Souveränität. Der unwürdige Zustand, daß das Volk über jeden Boxer besser Bescheid weiß, als über den gerade amtierenden Bundespräsidenten, muß verschwinden.

II. Militärische Führung.

Die Armee, das Fundament des Staates, heute an der Spitze genau so anonym wie das politische Gesicht unserer obersten Landesorgane, soll durch die Figur eines vom Staatspräsidenten ernannten Generals die Konstanz einer Führung erhalten, die nicht abhängig ist vom Stimmurteil in militärischen Dingen unzuständiger Volksvertreter.

III. Die Volksgemeinschaft.

Damit die Volksgemeinschaft politisch wieder in Aktion tritt — heute gibt es nur auf dem Papier die Summe von stimmberechtigten Individuen —, ist ein direkter Kontakt zwischen Wählenden und Kandidaten nötig. Allein dadurch ist das Vertrauensverhältnis zu schaffen, das der Wahl einen Sinn gibt. Nicht ein Haufen schriftlicher Erklärungen soll einen den meisten unbekanntesten Namen an eine führende Stelle bringen können. Die Buchstabenwahl ist eine demokratische Entartungserscheinung. Die unmittelbare Versammlung der Stimmbefähigten, vorbildlich in der alten Landesgemeinde, ist als urdemokratische Form und als lebendige Darstellung der Volkssouveränität wieder einzuführen. Einzig das Volk nach dem wörtlichen Sinn in corpore hat die echte Befugnis, über die Prätendenten vor ihm zu entscheiden.

Das vornehmste demokratische Recht, das Stimmrecht des Volkes, ist aber heute in Mißkredit geraten. Nicht durch Anfeinder, durch das souveräne Volk selbst und nicht zuletzt durch das System des geheimen Wahlrechtes. Erschreckend

ist der Prozentsatz der Bürger, die ihr Stimmrecht nicht ausüben, die Zahl der mit keiner vernünftigen Erwägung zu rechtfertigenden Zufallsentscheide, die Partei der stereotypen Neinsager. Die Materien der Gesetze erfordern oft derartige Spezialkenntnisse, daß die Wünschbarkeit oder Dringlichkeit eines Gesetzes vom Laienbürger gar nicht beurteilbar ist. Der Souverän scheint sich in den einen Fällen selbst gleichgültig geworden zu sein, in den andern erfordert die Stimmabgabe eine vorherige Sonderausbildung, zu der man besondere Kurse einrichten müßte.

Beides sind Störungerscheinungen in einer Demokratie, die vom gesunden Funktionieren des Souveräns abhängt. Ein Wähler, der seine Stimmpflicht systematisch nicht ausübt, ist für den Staat unbrauchbar. Um die Volkssouveränität intakt zu erhalten, muß der Nichtwähler in Wiederholungsfällen mit der Stimmrechtsentziehung bestraft werden.

Ferner sollte sich der Grundsatz ausbilden, daß nur Materien von besonderer Wichtigkeit dem Volke zur Abstimmung vorgelegt werden, damit die im Volk als Negativismus geäußerte Unlust jede Straßenkorrektur, jeden Umbau usw. auf ihre Kreditwürdigkeit beurteilen zu müssen, einer wirklichen Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten weicht. Sollte auch diese Maßnahme des Volks nicht aktivieren, so müßte man zum Schutze der Demokratie an weitere Einschränkungen des Stimmrechtes denken.

IV. Die wirtschaftliche Neuordnung.

Mit der korporativen Ordnung und ihrem obersten Organ, einem Parlament der Wirtschaft, soll die Wirtschaft eine einheitliche Organisation als Verbindung zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber bekommen, die beide Teile des Produktionsprozesses gegenseitig aufeinander anweist. Ein dauerhafter Arbeitsfriede ist nur auf diesem Wege zu erreichen. Der Wert dieser Wirtschaftsgestaltung wäre außerdem eine reinliche Scheidung und Aufteilung: Die heutigen Interessenparteien gingen in den Berufsgruppierungen des Wirtschaftsparlamentes auf, das einem verkleinerten Nationalrat entsprechen würde. Ein erweiterter Ständerat bildete nach wie vor die regionale

Vertretung und würde die Funktion einer rein politischen Kammer übernehmen.

V. Die Verbindung der Kulturen.

Ein inniger Zusammenhang, gemeinsames Wirken zwischen allen Landesteilen, insbesondere zwischen deutscher und welscher Schweiz ist nötig. Der Elan des welschen Föderalismus, eine Art von föderalistischem Nationalismus, schafft den richtig aufgelockerten Boden für einen umspannenderen Nationalitätsgedanken, zeigt, wie stark der politische Geist nach Auswirkung verlangt. Auch der vielverspottete Kantönligeist enthält im engen Horizont echtste Symbole unserer politischen Getriebenheit. Daß die Schweiz ein gewaltiges Potential für den Nationalismus besitzt, hat sie früher mächtig bewiesen, wenn auch die kantonale Lokalpolitik oft verhängnisvoll dazwischen pfuschte. Den letzten großen Beweis nationaler Gesinnung hat sie in der Grenzbesetzung geleistet.

Damit nun die Verbindung mit dem Welschland wieder aktiv wird, muß die höchste Schranke, die uns die welsche Schweiz heute entfremdet, die allmächtige Zentralbürokratie verändert werden. Und weil man sich gegenseitig nur versteht und mehr als lediglich in Gedanken zusammengehört, wenn man eine Zeitlang zusammenlebte, glauben wir die Forderungen zeitgesetzlich:

1. Jeder Schweizer soll vor dem zurückgelegten zwanzigsten Lebensjahr möglichst ein Jahr seiner Schulzeit in einer welschen respektiv deutschschweizerischen Familie verbringen, und dort die Schule besuchen.

2. Der Beginn des Deutsch-, respektiv des Französisch-Unterrichtes findet im Gebiet der ganzen Schweiz in der dritten Primarschulklasse statt.

Die persönlichen, sprachlichen, kulturellen Beziehungen würden durch diese beiden Maßnahmen eine solche natürliche Verflechtung und Verbindung eingehen, daß die Freundschaft der Landesteile zu einem Bande nationalen Willens würde und über die kantonale gebundene Einstellung triumphierte.

Weitere Mittel zur Schaffung engeren Kontaktes wären Korrespondenzen zwischen Schulklassen, verschiedensprachige

Anthologien, Wiederholungskurse und Schulreisen im andern Landesteil, Studenten- und Lehreraustausch, eingehendere Berichterstattung in der Presse usw. Die Initiative für diese oder den ersten der Hauptvorschläge könnte ohne weiteres Zutun privat ergriffen werden, damit man erst im Kleinen Erfahrungen sammelt.

Da wir mit der Gegebenheit verschiedener Sprachen, verschiedener Kulturen als Landescharakteristikum zu rechnen haben, wollen wir uns auch bekennen zu einer zwei-, dreifachen Muttersprache, zu den mannigfachen Kulturwelten, die wir zu unserer Stärkung und Vertiefung in uns aufnehmen wollen. Wie gut das sprachliche Zusammenleben wirkt, zeigt sich im Berner: Der reichste, durchfühlteste Dialekt und ein müheloses Französisch ist das glückliche Doppelgut aus der ständigen Sprachkonfrontation. Das Optimum würde eine nächste Generation erreichen: Wenn die Bemühungen zu einer Parität zwischen deutschen und welschen Elementen geführt haben, dann wird der Schweizer das Beispiel eines gesunden, nationalen Typus in Europa sein.

Unser Nationalismus kann den praktischen Anfang machen im Einigungsprozeß des modernen Europa. Man muß sich nur hüten, deutsch und französisch als unvereinbare Gegensätze aufzufassen, sondern sie vielmehr als Teile einer höhern Einheit verstehen. Diese Einheit ist Europa. Es ist eine hohe Aufgabe in der Arbeit an diesem Werk voranzugehen, und vielleicht haben wir es in der Hand in der allgemeinen Krise der Orientierung den Weg zu weisen: Hier geht es durch! wenn nicht Mut, Kraft, Initiative, Ausdauer im entscheidenden Moment versagen.

Diese fünf Punkte sind ein unteilbares, weltanschaulich bedingtes Ganzes politischer, wirtschaftlicher und kultureller Konsequenzen.

Kann die Elite, zu der wir aufrufen, vorerst nur Propaganda für die ersten vier Artikel, Politik vor der Tür des Parlamentes machen, und ihre Durchführung vorbereiten, so ist das Zusammengehen zwischen deutscher und französischer Schweiz ein unmittelbares Anliegen. Soweit es geht, sollen

diese Vorschläge auch für den Tessin Verwendung finden, im übrigen müßte dort eine besondere Regelung Platz greifen.

Nach dem Gesagten dürfte klar sein, daß die erforderlichen Verbindungen sowohl von einem Landesteil zum andern als auch von einer Volksschicht zur andern laufen müßten. Der Versuch über die Parteien hinweg nach der wahrhaften Verbundenheit von Angestellten, Arbeitern, Bauern, Akademikern und Unternehmern in gemeinsamen Zielen sieht heute wie ein politischer Jules-Verne-Traum aus. Aber in so beweglicher Zeit ist nichts unmöglich. Vermögen, Namen, Schulbildung sollen bei der Schließung des neuen Bundes nicht mehr als Unterschiede gelten. Einig macht nur die gleiche Gesinnung und die gespannte Tatbereitschaft. Indifferenz und Opportunismus sind ihre öffentlichen Erzfeinde. Dadurch, daß der schweizerische Nationalismus zur politischen Gesamtheitsverantwortung aufruft, kann er auf die schweren Kämpfe vorbereiten, die die Schweiz allen Voraussetzungen nach zu bestehen hat. Sie soll wieder ein eigenes, absolutes Gravitationszentrum haben, das uns stärker und selbstvertrauender macht in unserer Haltung zur Welt.

Eine verwandelte Schweiz, ein gefestigtes freies Nationalwesen, das natürliche Autorität der Führung und Gefolgschaft oder in ihrer Notwendigkeit anerkannte Unterordnung zu Taten europäischer Bedeutung befähigen, — das ist unser Ziel.

Die nationale Einigung kann nur im Zeichen eines starken, kämpferischen Willens vollzogen werden. Ein guter Wille genügt hierzu wahrhaftig nicht. Einzig eine Bewegung radikaler Stoßkraft kann die verschiedenen Schichten des Volkes zu neuem Geist bekehren und neuen Organisationsformen Raum schaffen. Die Überstürzung der Weltereignisse gönnt uns kaum viel Muße. Wer nicht wagt, gewinnt nicht und verliert auch das, was er hat.

H. A. Wyß.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Architekt.

Werner, Max, von Feuerthalen (Zürich).

Als Ingenieur-Chemiker.

Axelrod, Alexander, von Zürich.

Biasutti, Silvestro, von Florenz (Italien).

Delbes, Roger J. A., von St-Cyprien (Frankreich).

Frank, Béla, von Gyöngyös (Ungarn).

Ganguin, André, von Cernier (Neuenburg),

Graf, Werner, von St. Gallen.

Keller, Ernst, von Winterthur (Zürich).

Parodi-Delfino, Paolo, von Rom (Italien).

Ramondt, Hermann, von Hilversum (Holland).

Rogez, André J. G., von Dijon (Frankreich).

Ruckstuhl, Ernst, von Winterthur (Zürich).

Trivelli, Georges, von Morges (Waadt).

van Voornveld, Philippine, von Holland.

Weber, Robert, von Zürich.

Weisz, Alexander, von Debrecen (Ungarn).

Schütze, Hans, von Höngg (Zürich), mit besonderer Ausbildung in Elektrochemie.

Als Forstingenieur.

Hermann, Willi, von Basel.

Krebs, Fritz, von Rüeggisberg (Bern).

Mühle, Paul, von Wyßachen (Bern).

Perrig, Elie Franz, von Brig (Wallis).

Rungger, Hans, von Versam (Graubünden).

Vogt, Hermann, von Oberdießbach (Bern).

Wattinger, Fritz, von Hüttwilen (Thurgau).

Als Ingenieur-Agronom.

Delaloye, Joseph, von Ardon (Wallis).

Heierle, Ernst, von Gais (Appenzell A.-Rh.).

Loertscher, Hans, von Spiez (Bern).

Sandoz, Fernand, von Le Locle und La Chaux-de-Fonds (Neuenburg).

Manz, Jakob, von Marthalen (Zürich), mit Ausbildung in molkereitechnischer Richtung.

Als Kulturingenieur.

Bachmann, Emil, von Basel.

Bleuler, Armin, von Lyß (Bern).

Vital, Not, von Sent (Graubünden).

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.